

**SÜDWESTRUNDFUNK
SWR2 AULA – Manuskriptdienst**

**Denken mit Powerpoint – Vom Niedergang der Vortragskultur
Reihe: Wissen 2.0 – Wie das Internet die Bildung verändert (4)**

Autor und Sprecher: Dr. Burkhard Spinnen *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 6. März 2011, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

*Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt.
Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen
Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.*

*Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula
(Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in
Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.*

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-6030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

*Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem kostenlosen Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die
zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de*

*SWR 2 Wissen können Sie ab sofort auch als Live-Stream hören im SWR 2
Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

Ansage:

In dieser Reihe geht es heute um die Powerpoint-Präsentation. Und ich bin mir sicher: Auch Sie durften sie schon genießen, sei es während eines öffentlichen Vortrags, sei es im Zimmer Ihres Kindes, das sich mit Powerpoint auf eine Präsentation im Unterricht vorbereiten musste.

Der Schriftsteller Burkhard Spinnen nimmt heute dieses Werkzeug unter die Lupe und fragt, was macht es mit uns, was macht Powerpoint mit unserer Art zu denken, zu sprechen, Wissen zu strukturieren.

Burkhard Spinnen:

Irgendwann Mitte der 1970er Jahre: Die junge Referendarin Sabine bereitet sich auf ihre Lehrprobe im Fach Biologie vor. Das Thema lautet: Der Vergleich des Skeletts bei Amphibien, Vögeln, Säugetieren und Menschen. Als die Schüler langsam den Hörsaal betreten, ist sie noch damit beschäftigt, die Lage der Dias in ihrem Kasten ein wiederholtes Mal zu prüfen. Es gibt immerhin acht verschiedene Arten, ein Dia in den Kasten zu stecken; und nur eine davon ist die richtige. Nicht auszudenken, wie peinlich es wäre, ausgerechnet jetzt ein kopfstehendes Skelett zu präsentieren. Endlich beginnt die Stunde, das Licht geht aus, dafür erscheint, von einigen Ahs! begleitet, ein Amphibienskelett an der Wand. Dann ein kleiner Knall, Dunkelheit, Kichern. Niemand kann sehen, wie Sabine erbleicht. Sie weiß nicht, was tun. Sie weiß nicht einmal, wohin gehen, die Dunkelheit ist perfekt. Dann ein Rumoren, ein sonores „Junge, lass mich mal!“, und wenige Sekunden später leuchtet der skelettierte Frosch wieder über dem Pult. Sabine entscheidet sich dafür, so zu tun, als sei nichts gewesen. Eine richtige Entscheidung; denn nachdem die Skelette verglichen sind, bekommt sie vom Prüfer eine gute Note. Sie will schon aufatmen, da grinst der Mann sie an: Außerdem habe sie ja jetzt gelernt, was die wichtigste Vorbereitung auf eine solche Stunde sei. Sabine will einen Leitsatz aus dem Lehrerseminar anbringen, aber der Prüfer winkt ab. Aus seiner Hosentasche zieht er einen kleinen gläsernen Gegenstand. Er hält ihn hoch. „Das Wichtigste“, sagt er, „ist die Ersatzbirne für den Projektor.“

Zeitsprung. Etwa fünfunddreißig Jahre sind vergangen. Sabine ist längst Oberstudienrätin und steht kurz vor ihrer Pensionierung. In den letzten Jahren hat man ihr zunehmend junge Referendare anvertraut; schließlich soll ihre Erfahrung nicht mit ihr zusammen aus dem Schulbetrieb verschwinden. Wenn jetzt die Lehrproben anstehen, hat sie allerdings keine Ersatzglühbirne dabei. Irgendwann wurden die klobigen Diaprojektoren von den Overhead-Projektoren verdrängt, aber das war nur ein Zwischenspiel auf dem Weg zur totalen Digitalisierung, die mittlerweile auch in den Schulen angekommen ist. Wenn jetzt ein Skelett oder was auch immer gezeigt werden soll, koppelt man Laptop und Beamer. Licht aus! Klick an!

So haben sich die Zeiten geändert. Haben sie sich auch verbessert? Sabine wiegt den Kopf. Ja und nein. Nein, weil die moderne Technik ungleich komplexer und komplizierter geworden ist. Ihr selbst geschieht es immer wieder, dass sie einen der Schüler bitten muss, ihr bei der Aktivierung des digitalen Unterrichtsmaterials behilflich zu sein. Ziemlich peinlich, so etwas!

Andererseits aber ja; und zwar ein kräftiges Ja. Für den Lehrer steht heute praktisch der gesamte Kosmos des Wissens bereit, um ihn in irgendeiner unterrichtstauglichen Art und Weise vor Schülern zu präsentieren, als Text, als stilles oder als bewegtes Bild. Die verstaubten Materialenschränke sind auf dem Müll gelandet. Was man heute braucht, um den Unterricht lebendig und anschaulich zu gestalten, ist immer

nur einen Klick entfernt. Nein, sagt Sabine sehr entschieden, das ist ein Fortschritt, da beißt die Maus keinen Faden ab.

Nach dem Zeitsprung nun ein räumlicher Sprung. Sabines Sohn ist knapp dreißig und ein vielversprechender Nachwuchsmanager. Nach einem Studium der Betriebswirtschaft sowie mehreren Betriebspraktika ist er nun Assistent der Geschäftsführung in der deutschen Niederlassung eines international agierenden Chemiekonzerns. Nennen wir ihn der Einfachheit halber Eduard oder Eddi, wie ihn seine Freunde rufen.

Eddi ist ein Digital Native, das heißt, er ist seit seiner Kindheit vertraut mit der modernen Kommunikationstechnik. Mit vierzehn bekam er seinen ersten eigenen PC, und sein Studium hat er mit einer Laptoptasche über der Schulter verbracht. Jederzeit online gehen zu können, ist für ihn eine Selbstverständlichkeit. Ja, sowohl im Beruf als auch im Privatleben tut er praktisch keinen Schritt, der nicht medial begleitet wird; sei es, dass er an Internetkonferenzen mit der Firmenzentrale teilnimmt, sei es, dass er mitten aus einem Gespräch heraus das Kinoprogramm checkt oder einen Restaurantplatz reserviert. Lernt er jemanden kennen, dann googelt er ihn erstmal.

Und natürlich ist Eddi auch mit ungezählten Powerpoint-Präsentationen groß geworden. Er kennt das nicht anders: Wann immer jemand kommt, der etwas zu sagen hat, oder wann immer er selbst etwas vermitteln soll, dann beginnt dieser Akt mit der Suche nach einem USB-Anschluss, dem man das zu Hause oder im Büro Vorbereitete anvertrauen kann, damit es hell und weithin sichtbar an der Wand erscheinen kann. Für Eddi ist das die natürliche Art und Weise gehobener Kommunikation im 21. Jahrhundert. Seine erste Powerpoint-Präsentation hat er in der Oberstufe konzipiert; und wie stolz war er, als er sie vorführte: Endlich war er in der Lage, so aufzutreten, wie man heute auftritt, wenn man etwas zu sagen hat.

Natürlich, würde Eddi auf Nachfrage sagen, sind nicht alle Powerpoint-Präsentationen gleichermaßen gelungen, es gibt bessere und schlechtere, so wie es überall Besseres und Schlechteres gibt. Aber Powerpoint ist einfach State of the Art; und letztlich sorgt das Programm schon selbst dafür, dass ein gewisses Niveau gewährleistet ist. Eddi empfindet Powerpoint als unhintergehbaren Standard. Hier kann er sich sicher sein, das vorher Erarbeitete bestmöglich zu präsentieren, hier kann er seine Arbeit buchstäblich zum Leuchten bringen: Grafiken und Bilder leisten, zumal in der projizierten Größe, eine ganz andere Überzeugungsarbeit; Kernsätze bleiben eine Zeitlang lesbar und können sich sehr gut einprägen.

Ja, und was sollen wir unserem Eddi jetzt wünschen? Dass er bis ans Ende seiner hoffentlich erfolgreichen Tage im Beruf weiter fröhlich pfeifend mit seinem Laptop den jeweils nächsten Konferenz- oder Vortragssaal betrete, um dort zu tun, was alle tun und was alle gut so finden oder einfach gar nicht mehr als etwas wahrnehmen, zu dem es auch Alternativen gäbe? Vielleicht werden Eddi und seine Geschäftspartner ja glücklich und erfolgreich, indem sie per digitaler Diaschau miteinander kommunizieren. Und vielleicht wird Eddi nach langen und erfüllten Jahren als digitaler Rentner sogar vor seinem Schöpfer stehen, mit einem USB-Stick in der Hand und in der sicheren Überzeugung, man werde ihm jetzt den himmlischen

Datenport zeigen, über den er sein irdisches Leben mit Powerpoint präsentieren kann.

Oder soll man Eddi, der ja noch jung genug ist, um etwas lernen zu können, vielmehr von Herzen wünschen, dass ihm einmal jemand die Augen öffne für den gefährlichen Blödsinn, an dem er und ein paar Hundert Millionen anderer Zeitgenossen jeden Tag teilnehmen und den sie mittlerweile zu einem allerdings bejammernswerten Standard unserer momentanen Kommunikationskultur gemacht haben?

Ich entscheide mich heute einmal gegen das bewusstlose Glück und für die vielleicht schmerzliche Aufklärung. Also, lieber Eddi, gib' fein Acht, ich hab' dir etwas mitgebracht. Und zwar: Drei Gründe dafür, dass man besser heute als morgen der gängigen Praxis des Powerpointens ein Ende machen sollte.

Erster Grund: Ein Programm formatiert das Denken und Reden.

Im Jahr 2007 hat ein Fachmann geschätzt, dass jedes Jahr weltweit 35 Millionen Präsentationen mit vielen Milliarden von Einzelseiten erstellt werden. Womöglich hat sich diese Zahl bis heute vervielfacht; Powerpoint ist auf Millionen von Rechnern installiert. Das heißt, bevor heute jemand überhaupt dazu kommt, darüber nachzudenken, wie er anderen Leuten etwas mitteilen will, ist dieses Programm schon da, erklärt sich zuständig und diktiert seine Gesetze.

Nun höre ich Einwände. Das Programm verfügt doch über ungezählte Möglichkeiten der Materialaufbereitung, unter denen man frei wählen kann. Der Kreativität sind, wie es immer so schön heißt, keine Grenzen gesetzt. Praktisch alles ist möglich. Die Buchstaben können wie ein Vogelschwarm herbeifliegen und sich auf die Zeilen wie auf unsichtbare Oberleitungen setzen. Filme können eingespielt werden, Klänge natürlich auch. Beim Powerpointen ist jeder der Designer, Bühnenbildner und Regisseur seines Materials. Powerpoint ist nur ein Instrument; wer es nicht beherrscht, produziert eben schiefe Töne und ist selber schuld. Ein Virtuose aber wird damit sein Publikum bezaubern.

Ja, das alles ist richtig. Die große Verschwörungstheorie, wonach Microsoft über sein Programm Powerpoint das globale Denken einer Gehirnwäsche unterziehe, indem es ihm geheime Strukturen implantiere – sie ist eben nur eine Verschwörungstheorie. Und es stimmt: Jede Powerpoint Präsentation ist so gut wie ihr Schöpfer. Hier liegt nicht das Problem. Es liegt vielmehr darin, dass die Allgegenwart des Powerpointens nach und nach die Vorstellung getötet hat, es könnte zu dieser Präsentationsweise überhaupt noch Alternativen geben. Die Formatierung des Denkens und Redens erfolgt nicht durch geheime Features des Programms, sondern – und ungleich stärker – über die fraglose Ineinssetzung von Kommunikationsakt und Programmgebrauch. Bald herrscht die Gleichung: Ich will etwas sagen – also werde ich powerpointen.

Genau darin aber liegt ein Gutteil der Katastrophe Powerpoint: dass dieses Programm eine technische Möglichkeit zum Standard, eine Variante zur Regel erhoben hat. Gegen den Aufbau und die Angebote des Programms ist vielleicht wenig einzuwenden, alles ist ja irgendwie nützlich oder kann es wenigstens sein. Aber jede der Abertausend Powerpoint-Präsentationen, die stündlich weltweit

durchgeführt werden, ist ein Fall mehr, in dem jemand, statt einen kommunikativen Akt selbst zu gestalten, sich auf eine Maschine und ein Programm verlässt.

Und was ich fürchte, ist dies: So wie unsere Beine verkümmern würden, nähmen wir für absolut jede Bewegung außer Haus das Auto, so könnte auch unsere natürliche kommunikative Kompetenz absterben, wenn wir das Powerpoint als alternativlos begreifen – und damit im Grunde gar nicht mehr begreifen, sondern als undiskutierbare Selbstverständlichkeit auffassen. Die ungeheure Vielzahl von Darstellungs- und Aussagemöglichkeiten reduziert sich zunehmend auf einen Standard, mit dem Resultat – aber dazu werde ich später noch etwas sagen.

Der zweite Grund: Powerpoint verführt zur Kopie.

Im Verlauf des letzten Jahres haben zwei Plagiatsfälle von sich reden gemacht. Der jungen Autorin Helene Hegemann wurde vorgeworfen, sie habe in ihrem Roman „Axolotl Roadkill“ Passagen aus anderen Werken ungekennzeichnet übernommen. Später geriet der Verteidigungsminister zu Guttenberg in arge Schwierigkeiten, da an seiner Doktorarbeit ein inkorrekt Umgang mit Quellen bemängelt wurde. Das sind zwei spektakuläre Fälle, die die Öffentlichkeit aufgeschreckt haben. Sie lassen überdies ahnen, dass und wie sich im Zeitalter der digitalen Informationsmedien das Bewusstsein vom richtigen oder erlaubten Umgang mit dem geistigen Eigentum anderer verändert hat. Um es kurz und pointiert zu sagen: Die Verfügbarkeit gewaltiger Mengen von Texten und Bildern im Internet legt es einfach nahe, die *Zugriffsmöglichkeit* auf dieses Material mit dem *Recht* an seiner Verwertung zu verwechseln. Texte und Bilder, die im Netz erscheinen, wirken insbesondere auf jüngere Menschen so, als könnte man frei über sie verfügen. Man hat mit dem Preis für die Internet-Flatrate quasi allen Content des Netzes „gekauft“; individuelle Rechteinhaber werden in der Informationsflut des Netzes nicht mehr ausgemacht, geschweige denn gesucht.

Dem altmodischen Buch war noch anzusehen, dass es das geistige und ökonomische Produkt einiger weniger war. Die Namen von Autor und Verlag standen unübersehbar auf der ersten Seite. Ein Buch musste man oft genug kaufen, um es überhaupt lesen zu können; es war eingebunden in ein System, das auf dem konventionellen Eigentumsbegriff basierte. Netzinhalte aber haben nichts Gegenständliches mehr, digitale Datenmengen kann man nicht sehen, schmecken, riechen; ihr Aufenthalt auf der eigenen Festplatte fühlt sich nicht wirklich wie ein Besitz an. Und so kommt es zu dem Schluss, dass man etwas, das man nicht richtig besitzen kann, auf keinen Fall bezahlen muss. Nun stimmt das natürlich nicht! Ein widerrechtlich heruntergeladenes Foto ist und bleibt ein gestohlenes Foto. Aber mit dem falschen Bewusstsein von der Freiheit aller Netzinhalte haben unlängst die Freunde der Popmusik durch millionenfach unerlaubten Download immerhin die Musikindustrie an den Rand des Zusammenbruchs gebracht.

Man spricht, und nicht zu Unrecht, bereits von einer „Copy & Paste“-Generation. Wenn der Schüler im Biologie-Unterricht der 1970er Jahre das Nebeneinander verschiedener Skelettformen in seiner Hausarbeit dokumentieren wollte, war er vielleicht sogar gezwungen, mit der Hand von Vorlagen abzumalen oder durchzupausen. Heute zieht er entsprechende Darstellungen samt einer Unmenge zugehöriger Texte mit ein paar Klicks aus dem Netz und kompiliert daraus sein

Referat. Das mag ja sogar noch erlaubt oder immerhin im Sinne eines anschaulichen Lernens geduldet sein – doch schleichend zerstören solche Verfahren das Bewusstsein der Digital Natives für geistige Eigentumsverhältnisse. Und in diesem Prozess hat das Powerpoint eine enorm starke katalysatorische Funktion! Denn indem das Programm förmlich danach schreit, mehr und mehr digitalen Content aufnehmen zu können, befördert es die unkritische „Copy & Paste“-Mentalität.

Powerpoint kriecht einen digitalen „Horror vacui“. Überlebensgroß an die Wand gebeamt, ist die halb leere weiße Seite noch viel leerer als ihre kleine papierene Schwester. Der Wunsch, alles noch bunter, noch üppiger, noch belebter zu machen, verführt den Powerpointer zu einer permanenten Einkaufsreise durch die Weiten des Netzes, bei der freilich der Einkaufskorb immer voller wird, während das Portemonnaie geschlossen bleibt. Oder anders gesagt: Wer powerpointet, klinkt sich mehr oder minder automatisch in ein Bewusstsein ein, für das Netzinhalte wie selbstverständlich zur Instrumentierung der eigenen Kommunikation bereitstehen.

Fatal an dieser Entwicklung ist nun aber, dass die tatsächlichen Eigentumsverhältnisse im Netz ein solches Bewusstsein noch gar nicht erlauben. Was von einer ganzen Generation bereits als selbstverständliche Selbstbedienung aufgefasst wird, ist de jure oft genug Diebstahl geistigen Eigentums. Und der Diebstahl hat immer ein Opfer! Unerlaubter Download führt zu einer stetig wachsenden Ausbeutung derjenigen, die den „Content“ herstellen. Man könnte darüber lange reden. Mir geht es jetzt allerdings weniger um die ökonomischen Ungerechtigkeiten, die das „Copy & Paste“ zur Folge hat; im Zusammenhang mit dem Powerpointen möchte ich lieber darauf aufmerksam machen, dass ein schwindendes Bewusstsein vom Charakter und vom Stellenwert geistigen Eigentums verheerende Folgen auf die Produktivität und Kreativität des Einzelnen haben kann.

Konkret gesprochen: Wer seit der Oberstufe, durch das Studium und bis in den Beruf die Erfahrung sammelt, dass man mit geschickt kompiliertem Fremdmaterial durchaus reüssieren kann, dem könnte die Anforderung an sich selbst, schöpferisch und authentisch zu sein, leicht abhanden kommen. Ein permanentes und alternativloses Powerpointen führt also nicht nur zu einer *strukturellen* Gleichschaltung der Kommunikationsakte, es beeinflusst darüber hinaus auch maßgeblich deren *Inhalte*. Das allgegenwärtige Angebot, sich sehr attraktiv mit fremden Federn schmücken zu können, senkt allgemein den Wert der echten Eigenleistung, ja lässt womöglich sogar vergessen, dass und warum ein solcher Wert von der Gesellschaft einmal hochgehalten wurde. Das Powerpointen initiiert vielmehr nach dem Leitsatz des „Kleider machen Leute“ eine Hingabe an die Attraktion der Accessoires; es kommt im Endeffekt zu einer permanenten Wiederauflage von x-mal Kopiertem, das von allerlei bloß Beiherspielendem aufgepeppt wird.

Und schließlich mein dritter und wichtigster Grund: Powerpoint treibt den Menschen aus seinem Sprechen.

Nun könnte man mir ja immer noch entgegenhalten, dass all das, was ich hier beschworen habe, durchaus passieren *kann*, aber eben nicht passieren *muss*. Menschen können das Programm Powerpoint doch auf eine individuelle und kreative Art und Weise nutzen; sie können damit, wenn sie nur wollen, auch die authentischen Produkte ihrer eigenen Kreativität vermitteln.

Ja, das stimmt. Aber auch ganz unabhängig davon, wie selbstbestimmt und kreativ das Programm im Einzelfall genutzt wird und wie wertvoll seine Inhalte sein mögen – es ist doch jede, aber auch jede Powerpoint-Präsentation ganz auf die programmeigene Dramaturgie verpflichtet. Und in dieser Dramaturgie sehe ich vor allem die Austreibung des Menschen aus seinem Sprechen realisiert. Denn was passiert: Aus dem Redner wird der Kommentator einer digitalen Diaschau. Aus den Zuhörern werden Zuschauer; ihre Blickrichtung ist nicht mehr am Sprechenden, sondern an der Wand neben oder hinter ihm ausgerichtet.

Ich weiß, das wirkt jetzt vielleicht ein wenig aus der Zeit gefallen, aber ich muss daran erinnern, dass eine solche Konstellation für einen Redner klassischer Schule ein Gräuelpiece ist! Wer durch seine Worte etwas bewirken will, was auch immer es sein mag, der ist zu einem großen Teil auf seine Stimme, seine Gestik und Mimik angewiesen. Der mündliche Vortrag hat der schriftlichen Mitteilung immer voraus, dass er Belege für die Authentizität und die Bedeutung des Mitgeteilten präsentieren kann. Diese Belege sind wesentlich am Körper des Redners festzumachen. Seine Stimme, seine Diktion, seine Gestik fügen dem Gesagten womöglich Entscheidendes hinzu. Eine wortreiche, aber schriftliche Bitte um Entschuldigung kann zum Beispiel erheblich weniger glaubwürdig sein als ihre Entsprechung in einer kurzen persönlichen Ansprache. Ja, vielleicht sind sogar ein Stottern oder ein Versagen der Stimme aussagekräftiger als der bemühteste Text.

Und aus genau diesem Grunde praktizieren wir auch im Zeitalter des beinahe totalen digitalen Informationssausstauschs noch immer die sogenannte face-to-face-Kommunikation. Unverzichtbar ist und bleibt der unmittelbare Kontakt mit dem Kommunikator, wenn nicht nur Daten *übermittelt*, sondern Bedeutungen *vermittelt*, wenn Überzeugungen geäußert oder gar geschaffen werden sollen. Freilich steht auf der anderen Seite der Möglichkeiten, die der mündliche Vortrag bietet, die Summe der Gefahren, die er mit sich bringt. Wer öffentlich redet, setzt sich aus. Die verständliche Nervosität kann hemmend, ja lähmend wirken; es gibt Menschen, die angesichts eines Saales voller Zuhörer körperliche Ausfallerscheinungen erleiden. Die Stimme versagt, der Kopf wird rot; statt Autorität oder Überzeugung auszustrahlen, steht man als schlotterndes Wrack vor seinem Publikum. Aber auch wer den öffentlichen Auftritt im Großen und Ganzen bewältigen kann, ist nicht vor situativen Fehlern geschützt. So ist es etwa durchaus nicht jedermanns Sache zu improvisieren. Ein Beiseitesprechen oder eine spontane Ansprache ans Publikum bergen die Gefahr, unwillentlich verletzend oder unfreiwillig komisch zu wirken. Kurz gesagt: Es gibt Menschen, die im Reden vor Publikum nicht ihr Bestes geben können; und es gibt sogar welche, die man mit dem Auftrag eines Redebeitrags in die Neurose treiben kann.

Solche allgemein verbreiteten psychologischen Probleme der öffentlichen Rede hat nun das Powerpointen bei seinem Erscheinen zu einem wichtigen Motor seiner Karriere in unserer Alltagskommunikation gemacht. Das Programm ist nämlich angetreten mit dem Versprechen, aus jedem einen Redner zu machen. Tatsächlich ermöglicht es auch denen ein einigermaßen sicheres Auftreten, denen das Redner-Gen fehlt. Das aufgeklappte Notebook wird für solche Menschen zu einer Art Schutzwall, hinter dem sie sich verschanzen und von wo aus sie ihre Zuhörer

nötigenfalls mit Salven von Tabellen, Zahlenkolonnen und strichaufgezählten Kernsätzen in Schach und sich selbst vom Leibe halten können. Das Powerpoint lenkt die Aufmerksamkeit der Zuhörer vom Redner ab und hin zu den optischen Text- und Bildprojektionen. Der für jede traditionelle Rede konstituierende Bezug zum Publikum wird dergestalt weitgehend aufgebrochen. Der Redner fühlt sich weniger ausgesetzt, im Endeffekt verschwindet er in oder hinter seinem Material. Vom allein Verantwortlichen wird er zum Kommentator oder bloß Moderator des Vorgetragenen, besser gesagt: des Sich-selbst-Vortragenden.

Das alles ist, wie gesagt, sehr hilfreich für Menschen, die nicht zum Redner geboren sind. Aber ich möchte dagegen halten: Wer öffentlich vorträgt, sollte sich nicht in vermeintliche kommunikative Schutzräume wie den hinter dem Laptop zurückmogeln. Im Gegenteil: Er schuldet seinen Zuhörern genau den Mehrwert, den ein persönlicher Vortrag gegenüber einem Zeitungsartikel, einem wissenschaftlichen Aufsatz oder einem Weblog hat. Er schuldet ihnen – *sich selbst*, und zwar als lebendiges Kriterium für die Authentizität und die Qualität des Gesagten. Genau dies aber treibt das Powerpointen aus dem Vortrag hinaus. Die andere Seite der technischen Perfektion ist die weitgehende Entpersonalisierung der Inhalte. Powerpoint proklamiert eine Objektivität, die nie gegeben ist, auch dann nicht, wenn sogenannte „reine“ Informationen vermittelt werden. Egal, wovon sie spricht, die Schrift an der Wand gibt sich immer so, als hätte sie keinen Verfasser. Und das stimmt einfach nicht.

Ich hatte eben angekündigt zu sagen, wohin für mich das Powerpointen im Kommunikationsalltag geführt hat. Genau da bin ich jetzt angekommen: Das Resultat der Fixierung auf dieses Programm ist meines Erachtens ein geradezu tragisches Missverstehen der zeitgenössischen Informationskultur und ihrer wesentlichen Bedürfnisse. Powerpoint ist keine Lösung unserer Probleme, sondern ein Teil des Problems, indem es das Überflüssige befördert und das Notwendige reduziert. Ich weiß, das sind starke Worte – aber ich will das erklären.

Die so genannten reinen Informationen, in die Powerpoint durch die Austreibung des Vortragenden als Person alles und jedes zu verwandeln sucht, sie sind momentan das Allgegenwärtige, das was in unübersehbarer, ja erschreckender Menge immer schon vorhanden ist und womit man sich leicht versorgen kann. Wir leiden ja nicht an einem Zuwenig an Information, wie unsere Vorfahren das taten und wie Menschen in anderen Erdteilen das immer noch tun. Wir leiden vielmehr an einem Überfluss von Information! Und was uns fehlt, das sind Alltagsinstanzen, die eine sinnvolle Reduktion der Informationsmenge leisten. Wir brauchen Führer durch den Dschungel der digitalen Netze, Menschen, die anderen vermitteln können, dass *sie* eine Auswahl getroffen haben und warum es gerade *diese* Auswahl war.

Um einmal ein Beispiel zu nennen: Schule funktioniert so; das heißt sie sollte zumindest so funktionieren. Zwar stöhnen alle Schüler, sie müssten zu viel lernen; tatsächlich aber ist der Schulstoff eine möglichst sinnvoll getroffene Auswahl. Es geht zwischen erstem Schuljahr und Abitur nicht um ein schieres Anhäufen von Wissen, sondern um die Vermittlung eines Kanons, auf dessen Basis die Schüler später einmal selbst imstande sein sollen, Wissen nicht als Addition von Informationsbesitz, sondern im Wesentlichen als angewandte Urteilskraft zu entwickeln.

Ich weiß, das sind hehre Ziele, und sie werden oft genug verfehlt. Aber Powerpoint ist ein Instrument, das, millionenfach angewendet, bewirkt, dass die Wissensgesellschaft als eine Gesellschaft ohne das urteilende Individuum erscheint. Statt in den Mittelpunkt der Kommunikation zu stellen, wie das *Individuum* mit den Elementen des Wissens verfährt, rückt Powerpoint den Menschen an den Rand, als Person und als Instanz. Tatsächlich erscheint er tendenziell als der Datensurfer, der seine Funde präsentiert. So wird er uns, den Zuhörern, ähnlich; das macht ihn uns sympathisch, das hilft ihm über die Angschwelle – aber es macht auch, und jetzt bin ich einmal ganz offen, dass ein gewaltig großer Prozentsatz von Powerpoint-Präsentationen, egal in welchem Metier und mit welcher Absicht vorgeführt, zu weitgehend überflüssigen Veranstaltungen werden, weil sie den Zuhörern das Wesentliche vorenthalten, nämlich Charakter und Bewusstsein dessen, der vorträgt.

Ich habe im letzten Jahrzehnt einige der ödesten und verschenktsten Stunden meines Lebens in abgedunkelten Räumen unter dem Flackern der Beamer verbracht. Immer hatte ich gehofft, jemanden zu treffen, der mir ein Stück Welt, „gesehen durch ein Temperament“ (E. Zola), vermitteln würde. Immer war ich neugierig darauf, wie etwas, das ich noch nicht kannte, von jemand anderem als ein Teil seines Alltags wahrgenommen und erfahren wird. Ja, ich muss ehrlich sagen, an den jeweiligen Informationen war ich nie so sehr interessiert wie an den Menschen, die aus solchen Informationen oder inmitten ihrer mehr oder minder sinnvolle Lebenswelten gestalten. Denn schließlich bin ich doch keine Festplatte mit unbegrenzter Speicherkapazität, aber ohne qualifizierende Instanzen; ich bin vielmehr ein Mensch und als solcher darauf angewiesen ist, dass andere Menschen mir die Welt erschließen, zu der ich keinen Zugang habe. Zahlen und Daten kann ich auswendig lernen, aber wirklich lernen, also mir aneignen kann ich nur, was durch ein unverwechselbares Bewusstsein hindurchgegangen ist.

Allein, davon haben mir über 90 Prozent aller Powerpoint-Präsentationen wenig bis gar nichts vermittelt. Stattdessen gab es Datenschleudereien, Kuchengrafiken, albern animierte Lettern, Strichaufzählungen und umrahmte Kernsätze. In der Schule hätte ich mir das vielleicht noch gefallen lassen, aber heute ist meine Zeit zu kostbar, als dass ich sie mit immer neuen Beispielen dessen verbringen könnte, wie ein Präsentationsprogramm den Informationen das Bewusstsein davon austreibt, dass sie von Menschen stammen und wiederum Menschen dienen sollen. In einer halben Stunde werde ich zugeschüttet mit etwas, das bei mir nur als Datenmüll ankommen kann; gleichzeitig verpasse ich wieder einmal die Gelegenheit, jemanden kennenzulernen, der mir sagen könnte, was seine und vielleicht auch meine Welt „im Innersten zusammenhält.“ (Goethe, Faust)

Ich fasse zusammen:

Erstens: Powerpoint hat sich als verbindlicher Standard der öffentlichen Kommunikation etabliert. Bevor sie auch nur darüber nachdenken, wie sie etwas vermitteln wollen, starten Millionen von Menschen weltweit dieses Programm. So wird jede Kreativität in der Gestaltung der Kommunikation im Keim erstickt.

Zweitens: Powerpoint verführt massiv zur unreflektierten und unrechtmäßigen Übernahme von digitalem Material. Es befördert das Bewusstsein, dass es in der Kommunikation nicht um einen authentischen Kern, sondern um die Masse des Beiherspielenden geht. Quantität rangiert jetzt vor Qualität.

Und drittens: Powerpoint treibt den Menschen aus seinem eigenen Vortrag. Es drückt ihn an den Rand, macht ihn zum Moderator ohne Eigencharakter und Verantwortung. Wo ein Bewusstsein gefragt wäre, das die Datenmengen deutet, erscheint nur noch ein Agent der Unübersichtlichkeit.

Also, Eddi, du bist doch noch jung genug. Wir wäre es, willst Du nicht auch ein Rebell sein, ein Revolutionär, ein Mann, der mutig ist und eine Vision hat? Der keine Angst davor hat, sich Feinde zu machen? Dann tu's einfach. Lass das Powerpointen sein. Lass den Quatsch einfach bleiben!

*** Zum Autor:**

Burkhard Spinnen, 1956 in Mönchengladbach geboren, studierte Germanistik, Publizistik und Soziologie, 1989 Promotion. Spinnen war wissenschaftlicher Assistent am Germanistischen Institut der Wilhelms-Universität in Münster, seit 1996 lebt er als freier Autor in Münster. Er ist verheiratet und hat zwei Kinder, 1991 erhielt er den aspekte-Literaturpreis, 2003 den Quandt Medien-Preis, 2004 den Niederrheinischen Literaturpreis der Stadt Krefeld. Spinnen schreibt sowohl für Erwachsene als auch für Kinder.

Bücherauswahl:

- Müller hoch drei. Verlag Schöffling & Co.
- Mehrkampf. Verlag Schöffling & Co.
- Der schwarze Grat. Die Geschichte des Unternehmers Walter Lindenmaier aus Laupheim. Verlag Schöffling & Co.